

Der Wolfsfreund

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Bestellungen, Briefe und Geldsendungen sind an den Herausgeber, Gustav Ewald, Lodz, Rosadowstr. 17, zu richten.

Bezugspreis vierteljährlich 3 Mark

einschließlich der Postgebühr.

Anzeigenpreis: 70 Pf. die dreigespaltene Kleinzeile.

Nr. 37

Sonntag, den 14. September 1919

1. Jahrgang

Gebet.

O du, vor dem die Stürme schweigen,
Vor dem das Meer versinkt in Ruh,
Dies wilde Herz nimm hin zu eignen
Und führ' es deinem Frieden zu;
Dies Herz, das ewig umgetrieben,
Endloßt, allzu rasch entfacht,
Und ach! mit seinem irren Lieben
Sich selbst und andre elend macht.

Entzich es, Herr, dem Sturm der Sinne,
Der Wünsche treulos schwankend Spiel,
Dem dunklen Drange seiner Minne;
Gib ihm ein unvergänglich Ziel;
Auf daß es, los vom Augenblicke,
Von Zweifel, Angst und Neue frei,
Sich einmal voll und ganz erquiche
Und endlich, endlich sille sei.

Emanuel Geibel.

Du kannst nicht zwei Herren dienen.

Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben; oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Matthäus 6. 24.

Wir sind Knechte. Wir haben nichts zu befehlen, wir haben zu gehorchen. Nur in einem sind wir frei. In einem Punkt sage ich, sind wir nicht Knechte, sondern Herren über uns selbst, über Schicksal und Leben und Tod und unsere ganze Zukunft. Nämlich in dem einen Punkt: Wir können uns selbst den Herrn aussuchen, dem wir dienen wollen.

Von diesem Herrenrecht sollen wir Gebrauch machen. Es ist das einzige, was wir Knechte können. Diesen einen Punkt sollen wir nicht aus dem Auge lassen: da sollen wir nicht achtlos vorübergehen. Der verlorene Sohn machte Gebrauch von dem Herrenrecht, zweimal, einmal zum Guten und einmal zum Bösen. Ich will auch auf Judas kommen. Der blieb bei dem bösen Herrn, hatte es erst so gut, dann aber so schlecht, daß er hinging und sich erhängte. Es sind noch Leute genug da, die im Dienst böser Herren sich ab-

quälen, die auf den Hößen in Lohn und Brot stehen, welche heißen: Sorgenhof oder Geizhof oder Schmutzhof oder sonst einen andern Namen haben. Man erkennt diese Leute an ihren harten Gesichtern, an ihren vielen Klagen und Sorgen, an ihren trüben Gedanken oder an ihren offensichtlichen Sünden. Diese sollten sich aufraffen und von dem einzigen Herrenrecht Gebrauch machen, das ein Knecht hat. Sie sollten zu dem bösen Herrn sagen: „Wir gehn davon. Wir schwingen fröhlich den Stock. Schlecht waren deine Mahlzeiten, finster deine Minne. Wir wollen uns einen andern Herrn suchen, der kein Leuteschinder ist, der uns als Menschen hält und guten Lohn gibt.“ Findest nicht ein tüchtiger Knecht einen guten Platz? Man muß die Magd und den Knecht verachten, die in einem Hause Dienst annehmen, das unrein und roh ist, wo Fluch und Schelten reichlicher verteilt wird als das tägliche Brot. Bist du tüchtig? So such dir einen feinen Platz! Muß ich ein Mensch, das heißt ein Knecht sein, so will ich wahrhaftig in einem guten Hause dienen.

Die Menschen sind etwas Großes. Sie sind, so viel wir sehen, das Wunderbarste in Gottes erhabener Schöpfung. Freilich, die alle Tage um Gott sind, seine Engel und Gewaltigen, die sind wunderbarer und herrlicher, als die Menschen. Aber diese Menschen so groß und stark, so klug sie sind, so fein von Gott gebilbet, diese Menschen, denen er die Herrschaft über die ganze Schöpfung gab: er machte sie nicht zu Herren, die niemand über sich haben, sondern zu Knechten. Zwei Herren gab er ihnen, daß sie dazwischen wählen sollten. Einem von ihnen beiden muß der Mensch dienen. Unser Heiland stellt diese beiden Herren nebeneinander, wenn er sagt: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darin liegt das: „Knechte seid ihr! Dienen müßt ihr!“ Aber ihr habt die Freiheit, zu sagen, wem ihr dienen wollt. Wem wollt ihr dienen? Gott oder dem Mammon?

G. F.

Eine neue Morgenröte des Idealismus.

Den Frieden erwarteten wir stets in dem Vorgefühl, daß für die so lange gebundenen Hände die Zeit frischen, neuen Zusatzens kommen wird, aber wir dachten auch daran mit dem Vorgefühl der schweren Fragen, die diese Zeit uns zu lösen geben wird. Nun ist er da, der langersehnte und herbeigewünschte Frieden, wenn auch noch nicht in seinem vollen Umfange, sondern erst gewissermaßen teilweise, aber es ist doch voranzusehen, daß bald alles Kriegselend ein Ende nehmen wird. Wie ganz anders haben wir uns den Frieden gedacht! Wir dachten uns, daß beim Friedensschluß durch die gesamte Menschheit ein törichtes Gefühl der Befreiung von allem Druck und Hass gehn würde. Wir hofften, daß dieses Gefühl eine neue Begeisterung in alten Menschenherzen auslösen würde, die sie befähigt, das alles wieder aufzubauen, was blinde Kriegswut und Völkerhass im Trümmer gelegt hat. Unsere Hoffnung hat uns bitter enttäuscht. Niemand freut sich der errungenen Erfolge, alles seufzt und stöhnt weiter unter einem gewaltigen Druck. Es darf uns darum nicht wundernehmen, daß viele unserer Volksgenossen unter den gegebenen Umständen der gerechten und heiligen Sache ihres Volkes den Rücken gelehrt haben und in eine tote Starrheit versunken sind. Sie haben vergessen, daß das größte, letzte Heil eines Volkes in ihm selber liegt und daß darum die Erlösung von einem unerträglichen Druck nur aus ihm selber kommen kann, nicht von außen.

Die Erlösung aus uns und durch uns selbst! Wird euch das, Volksgenossen, nicht endlich einstimmen und herausreissen aus eurer Starrheit, aus eurem stumpfsinnigen, geistländenden Brüsten? Denn was folgt daraus? Daraus folgt, daß wir keinen Augenblick den Glauben an die Sache unseres Volkes und das Vertrauen auf seine ungebrochenen Kräfte verlieren sollen, sondern treu, still, ausdauernd und fleißig ausharren; an jedem Ort und zu jeder Zeit der Wahrheit zum Sieg verhelfen und dem Unterdrückten zu seinem Recht. Daraus folgt, daß wir auch keine Minuten uns müßigen Träumereien hingeben dürfen, wenn wir nicht zu Berrätern an unserem Volkszum werden wollen, sondern daß wir uns ganz auf uns selbst besinnen und jede, auch die unscheinbare Kraft unserer Seele erwecken und hineinstellen müssen in den Kampf um unsere Zukunft. Es folgt daraus, um es kurz zu sagen, daß wir für die Sache unseres Volkes unseren ganzen Mann stellen müssen, wenn es wieder frei und froh werden soll.

Und nun frage ich euch noch einmal, meine Brüder, wird euch das nicht endlich begeistern? Wahrlich, ich müßte euch bei all eurem redlichen Eifer in eurem Berufe, ich müßte euch dennoch als hohle Köpfe bezeichnen, wenn ihr meint, man dürfe sich dieses Leben nicht allzu sehr erschweren, indem man ihm solche große Aufgaben stellt, man müßte leben und leben lassen. O, ihr unverbesserlichen Weltverbesserer, wann werdet ihr endlich zur Vernunft kommen? Aber vielleicht ist unter euch, Volksgenossen, noch einer, der wie Herkules am Scheidewege seines Lebens steht und sucht, welchen er wohl wählen möchte. Ich war auch einer von diesen Suchern und sann nach und trachtete, wo ich wohl wurzeln sollte, baute Pläne und riß sie wieder ein, verpflanzte mich in Gedanken dorthin und dahin, da ich den Boden, auf dem ich stand, nicht so durchdringen konnte, wie ich wohl sollte, und meine Seele hungrte nach großen, erhabenen Zielen und Aufgaben. . . Wie oft hatte ich mir das Wort des größten Lichthelden aller Zeiten Jesus Christus, der das Wort der Liebe fand, das den Menschen zum Bruder des Menschen macht, vorgelegt: „Wer sein Leben behält, der wird es verlieren, und wer es drangibt, der wird es gewinnen“, und ich suchte in Stunden einsamen Nachdenkens den geheimen Sinn jener Worte zu enträtseln. Da kam diese unselige Zeit über uns und mir war's, „als ob mich riesen Bäder aus des Grabs Nacht.“ Und ich erschrak ordentlich über mich, als ich sah, daß ich bei all meinem redlichen Streben nichts weiter als ein Egoist war. Aber nun weiß ich, zu welchem Kampf und Sieg mich jene Stimmen gerufen haben, nun habe ich erkannt, wozu ich auf dieser Erde bin, nun endlich habe ich das Wort für all mein Streben, für all mein Wollen, das in mir seit Jahr und Tag gärte, gefunden, und weit will ich es in das strahlende Land hinaus rufen: „Ich will ein Krieger sein im Heere des Lichts!“ Laßt es euch durch die Seele gehen, dieses Wort, ihr meine Volksgenossen, und sagt mir: Fühlte ihr euch nicht berufen, Verkünder des Lichtes zu sein? Doch nicht nur als Verkünder, als ehrliche Kämpfer und Mahner, wollen wir unserer Sache dienen, sondern als Kämpfer und Krieger!

Schweres, ja ichier Unfassbares hat sich ereignet und ich weiß, was eure Seele leidet. Aber nur nicht kleinmütig verzagen, liebe Volksgenossen, nur nicht die Hände in den Schoss legen, sondern laßt uns unerschütterlich weiterarbeiten, dem Tag, der Sonne entgegen. Denn auch auf die stürmische Nacht muß endlich ein strahlender, leuchtender Morgen folgen. Inzwischen dürfen wir nicht ruhen, nein, man soll es uns ansehen, daß wir Idealisten sind! —

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!“ rief unser gute Wolfgang Goethe verheißungsvoll aus. Ja, nun soll es bald aller Orten zu tagen beginnen! Jetzt, da wir noch unter einem schweren Druck leußen, wollen wir durch echte Männerkäten eine neue Morgenröte des Idealismus herbeiführen. Fürchtet euch nicht vor den Hezern und denen, die ihren Mantel nach dem Winde hängen!

Eine neue Morgenröte des Idealismus! Darum auf, liebe Volksgenossen! Laßt uns dem Tag entgegen, dem Tag, der uns froh und frei machen soll! Glückauf, Volksgenossen! Es ist Zeit zum Anbruch der Seele!

Robert Klett.

Schafft ein Bauernblatt!

Wer viel in den deutschen Kolonien unseres Landes herumkommt und Gelegenheit hat, den Landmann zu beobachten, der wird mit Genugtuung wahrnehmen, daß dieser seit dem Ausbruch des Krieges einen recht bedeutenden Fortschritt gemacht hat. Noch kurz vor dem Weltkriege lebte die erdrückende Mehrheit unserer deutschen Landleute in Polen in einem Zustande geistigen Schlummens. Was über die Grenzen des Dorfes oder der Gemeinde hinausging, interessierte ihn wenig. Die wichtigsten Ereignisse der Welt erfuhr man vom Hörensagen, oft mit den wunderlichsten Zusätzen, aber aus der Jahresschau des Kalenders. Gegen Zeitungen und Wochenschriften hatte der Landmann eine starke Abneigung. Allen Personen, die ihn zum Lesen derselben anregten, begegnete er mit Misstrauen.

Eine große Schuld an diesem Rückstande trägt die frühere russische Regierung. Das ganze Leben und Weben der gesamten Bevölkerung stand nicht nur in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht unter polizeilicher Aussicht. Wer seine Nase zu weit vorstreckte und Bildungshunger versetzte, konnte leicht unangenehme Folgen solcher Neugierde spüren, besonders wenn er dem Bauern- oder Arbeiterstande angehörte. Weit davon ist gut vor dem Schuß, dachte unser Landmann und zog es vor die gefährliche Wissbegierde zu unterdrücken. Aber auch von unserer Intelligenz sind, Gott sei es gelagt, viele Unterrichtssünden begangen worden. Wohl wurden die Landleute angehalten ihre Kinder zur Schule zu schicken; aber man begnügte sich damit, wenn das Kind nobelpäpstig lesen und schreiben lernte und den kleinen Katechismus auswendig konnte. Nichts wurde getan um für den Landmann ein gutes Blatt zu schaffen, ihm ein Buch in die Hand zu geben, oder es ihm zu ermöglichen seinen Kindern eine bessere Bildung anzudeihen zu lassen. Zu unserer Schande sei es gesagt, daß die ersten Wochenschriften, die dem Landmann zugänglich waren aus dem Auslande stammten (Petersburger Sonntagsblatt und Christenbote). Dass der deutsche Landmann geltig immer mehr zurückblieb, daß seine polnischen Nachbarn ihn zu überflügeln begannen, schien niemand zu bemerken, am wenigsten er selbst. Es darf dies auch niemand wundernehmen. Der polnische Bauer hatte seine landwirtschaftlichen Vereine und Zeitschriften, seine gebildeten Führer, die ihm in allen Sachen raten konnten, während der deutsche Bauer nur auf sich selbst angewiesen war. Wer etwas nicht gelernt hatte, zog meistens zwischen sich und den „dämnen Bauern“ eine Grenze und hielt sich für zu gut, um ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

So wußte unser Landmann nicht, daß irgendwo in der Welt in seiner Sprache Bücher und Zeitschriften erscheinen, die eine Menge Nützliches für ihn enthalten, die ihn lehren können, wie er seinem Acker größeren Nutzen abringen, überhaupt seinen Stand heben kann. Hier und da las man auch wohl ein ländliches Wochenschriften, welches aber außer religiöser Erbauung kaum einen Nutzen brachte.

Das ist im Laufe des Krieges anders geworden. Die Ereignisse waren so groß und welterschütternd, daß sie auch den Trägsten aus seiner behaglichen Ruhe brachten. Leute, die sonst nur im Gesangbuch und in der Bibel und höchstens noch im Kalender gelesen hatten, qualten sich über den, oft in einer schwerverständlichen Sprache geschriebenen Zeitungen ab, um nur etwas Neues vom Welt-

kriege zu erfahren. Ich kenne Dörfschaften, wo täglichlich einer der Bauern in die Stadt fuhr, um eine neue Zeitung zu holen, die dann abends gemeinsam bis zur letzten Zeile durchgelesen und besprochen wurde. Man kam auch allmählich dahinter, daß es besondere in Sprache und Sinn einfach gehaltene Zeitschriften gibt, die vom Leser keine größere Vorbildung verlangen. Auch Bücher aus Deutschland, besonders die vielen billigen Volkschriften, fanden immer mehr den Weg aufs Land. Da kam der Zusammenbruch der Mittelmächte. Die deutschen Bücher und Zeitschriften blieben plötzlich aus. Der Landmann war wieder wie vor dem Kriege ohne Lesestoff, aber mit dem Unterschiede, daß es dieses jetzt schon schmeichelhaft empfand. Das Lesedürfnis war da. Mancher versuchte es mit polnischen Zeitungen, mußte es aber bald wieder sein lassen, da nur selten ein Landmann diese Sprache in dem Maße beherrschte, um das Gelesene zu verstehen. Eine große Hilfe brachte der „Volksfreund“, der sich erfreulicherweise auf dem Lande immer mehr verbreitete. Jedoch ist der Rahmen des „Volksfreundes“, meines Erachtens, zu eng gehalten. Es sollte zu einem größeren Blatte für Landwirte erweitert und ausgebaut werden.

Solch ein Blatt dente ich mir nach dem Muster der „Odesauer Zeitung“ und der „Saratower Deutschen Volkszeitung“ gehalten. Besonders die „Odesauer Zeitung“ war in dieser Hinsicht vorbildlich. Meist von Bauern und Lehrern geschrieben, besaß sie sich hauptsächlich mit den Nöten und Bedürfnissen der südrussischen Kolonisten. War jemand nach Sibirien oder sonst wohin ausgewandert, schrieb er recht bald einen ausführlichen Bericht über die Verhältnisse seines neuen Wohnorts an die Zeitung, um entweder seinen Volksgenossen das Nachfolgen anzuraten, oder auch abzuraten. War eine Viehseuche im Dorfe ausgetrochen, hielt man es für seine Pflicht, es den andern Dörfern durch die Zeitung mitzuteilen, sowie die vom Tierarzt angeordneten Heilmittel anzugeben. Drohte ein Prozeß, war jemand über eine Rechts- oder andere Frage im Unklaren, schrieb er einen Brief an die Zeitung. Wußte die Redaktion ihm nicht zu antworten, wurde die Frage veröffentlicht. Und immer fand sich jemand unter den Lesern, der Bescheid wußte und gern seinem Volks- und Standesgenossen damit diente. Oft wurden sogar die Streitigkeiten zwischen Lehrer und Gemeinde oder zwischen Pastor und Gemeinde in der Zeitung ausgetragen. Solch eine heimliche Freude machte das Blatt allen lieb, es wurde täglich mit dem größten Interesse gelesen.

Freilich läßt sich bei den heutigen Papierpreisen kaum eine ähnliche große Zeitung schaffen. Diese ist für den Anfang auch nicht notwendig. Überall und immer hat man klein angefangen. Vor der Hand könnte man nur den Umfang des „Volksfreundes“ vergrößern und ihn zweimal wöchentlich erscheinen lassen. Dadurch würde erstens der Leser nicht eine ganze Woche auf die nächste Nummer warten brauchen, und zweitens würde Platz gewonnen werden, alle Fragen unseres Lebens in ausführlicher Weise zu behandeln. Vor allem müßte eine ständige Rubrik geschaffen werden, wo alles, was in den deutschen Dörfern unseres Landes geschieht, oder was mit dem Leben der Deutschen hierzulande im Zusammenhang steht, ausführlich beschrieben würde. Natürlich darf dabei die politische Jahresschau nicht verschlafsigt werden, im Gegenteil wird man sie noch umfangreicher ausgestalten müssen. Recht viel zeitgemäße Aussäze und Erzählungen aus unserem Volksleben, aus der Vergangenheit

unserer Kolonisten in Polen, aus der alten Heimat, vom Leben der Deutschen in Russland, Siebenbürgen, Amerika usw. müssen gebracht werden.

Ganz schön, wird mancher Leser denken, wer soll alle diese Aussäße und Erzählungen schreiben, wer soll die Redaktion mit all diesen Nachrichten versehen? Es ist nicht so schlimm, wie es vielleicht auf den ersten Blick aussieht. Jeder kann sein Scherlein dazu beitragen. Der Landmann ist sonst nicht schnell zum Schreiben, aber einen Brief an seine Verwandten schreibt er doch. Warum sollte er nicht einen Brief an die Zeitung schreiben? Was macht's, wenn er dabei manche Wörter und Sätze nicht ganz fehlerlos bringt? In der Schriftleitung sitzen Männer, die die Fehler schon herausfinden werden. Aber in erster Linie müssen die Lehrer dabei sein. Sie müssen die geistigen Führer des Volkes werden. Anders ist es in anderen Ländern, wo deutsche Minderheiten wohnen, z. B. im Baltenlande, in Südrussland, in Siebenbürgen u. a. Dort sind die Deutschen in allen Ständen, auch in den gebildeten, vertreten. Es gibt dort nicht nur deutsche Bauern und Arbeiter, sondern auch deutsche Aerzte, Agronomen, Rechtsanwälte, Kaufleute usw. Bei uns gibt es außer den Bauern und Arbeitern nur Pastoren und Lehrer, von denen leider noch viele versagen. Die Lederer städtische Intelligenz interessiert sich wenig fürs Land. Da bleiben nur wenig geistige Arbeiter; doch die Menge ist nicht immer ausschlaggebend.

Deutsche Lehrer, nicht nur in der Schule, habt ihr eine Pflicht zu erfüllen, sondern auch außerhalb derselben! Ihr sollt Kulturträger und Kulturbringer sein! Mannigfach sind für euch die Betätigungs möglichkeiten: Vorträge, Schüler- und Viechhaberaufführungen und nicht zuletzt das gedruckte Wort. Anfangs wird's manchem schwierig scheinen dies oder jenes Ereignis für die Zeitung zu bearbeiten. Frisch gewagt ist halb gewonnen. Ist auch der erste Artikel noch schwach, der zweite wird schon besser werden. Nur nicht den Mut sinken lassen und an dem eigenen Können verzweifeln!

Wenn alle so nach bestem Wissen und Können mitarbeiten werden, wird der „Volksfreund“ allen bald noch lieber werden. Dann bleibt nur noch eine Arbeit — ihn nach Kräften verbreiten helfen. Auch das ist eine dankbare Aufgabe für jeden, der für unser Volk etwas tun will. Bei Gelegenheit ihn den Nachbarn zeigen, diesen oder jenen Artikel vorlesen, auf den sachlichen guten Inhalt aufmerksam machen, das ist nicht schwer. Einzig allein Kongresspolen zählt über eine halbe Million Deutsche, davon sicherlich über 400 000 Landleute. Es sollte mich wundern, wenn der „Volksfreund“ bei geeigneter und fleißiger Mitarbeit aller derjenigen, die wirklich an der Hebung unseres Volkes arbeiten, in seiner erweiterten und vertieften Form, nicht bald 10—20 000 Leser haben sollte.

ergo.

Um die Heimaterde.

Erzählung aus dem Kriege
von Margarete Grünert.

2. Fortsetzung

Er hatte in der Fremde vieles zugelernt. Im Gefangenenslager hatte er erst von einem Mitgefangenen lesen und schreiben gelernt und dann unter dessen umsichtiger Leitung viele lehrhafte Bücher durchgearbeitet. Im folgenden Jahre war er als landwirtschaftlicher Gehilfe auf ein Gut nach Westdeutschland geschickt worden, und alle seine landwirtschaftlichen Erfahrungen erschienen ihm bald auf

den Kopf gestellt. Fast im allem hatte er von vorn anfangen müssen. Das war bitter gewesen für seinen Mannesstolz, aber er hatte sich willensstark hineingefunden und keine Mühe gescheut, immer im Hinblick auf die heimatliche Erde, die seiner harzte.

All das wußte sie aus seinen spärlichen Briefen.

Nun aber fand sie ihn so merkwürdig verändert. All ihre zaghaften Versuche, ihm in alter Weise nahe zu kommen, scheiterten an seinem abweisenden Verhalten.

An dem verwilderten Jungen, der durchaus nicht zu bewegen war, dem Vater die Hand zu geben, konnte er in der Tat keine Freude haben.

Die Brunnenanlage war ebensowenig nach seinem Sinne wie der Schuppen, den sie gebaut hatte.

Als sie ihm mit Stolz das prächtige Kartoffelfeld zeigte, mußte er nur weitaus zu erklären, wie man es anstellen müsse, um den fünfsachen Ertrag aus solch einem Acker zu erzielen.

Für das Brachfeld hatte er einen besonders verächtlichen Blick — Brachfelder dürfe es überhaupt nicht geben, und der Forststall, der ihn soviel Geld erspart und sogar etwas Geld eingetragen hatte, brachte ihn förmlich in Wut. Tors, Tors, ja was sei denn der Tors wert? Aber Tors und saure Wiesen, die kein Kind anziehe, das sei so die Landwirtschaft hier zu Ende.

Er war nun schon viele Tage zu Hause und hatte ihr noch kein gutes Wort gegeben.

Die junge Frau begann in Weh und Wittelei sich in sich selbst zu verschließen.

Der Strumpf unterm Bettstroh war vergessen. Die Hundertmarkscheine hätten ihm ja wohl auch nicht gefallen, jedenfalls sprach er mit Verachtung von solchen Leuten, die ihr Geld aufzubewahren, anstatt damit Geschäfte zu machen.

Heute war er zum ersten Male ins Dorf hingegangen.

Sie waren beim Wilhelm Hempel aus der ganzen Umgegend zusammengekommen, um Johann Eller zu begreifen und sich von ihm erzählen zu lassen. Aus dem Erzählen wurde zwar nicht viel, dazu war zuviel Unruhe unter ihnen. Die Zeitläufte ließen es zu keiner Sammlung um das Geschick eines Einzelnen kommen. Ein jeder hatte ein reichliches Maß an Ungezwölftheit und Spannung auf der Seele lasten.

Mit seinen neuverworbenen Anschauungen wagte Johann nur angedeutungsweise hervorzutreten. Er wurde sofort mit billigen Witzen verspottet.

Dennoch sprach er, daß auch hier ein völlig anderer Geist eingezogen war. Es war etwas Gährendes in den Gemütern, ein unklarer Drang nach befreiendem Handeln oder nach einer starken Führung.

Das Zuhören war bald auf seiner Seite. Sie hatten um ihn einen Kreis gebildet und redeten nun alle zu gleicher Zeit auf ihn ein.

Zuerst kamen die Erlebnisse von Herbst und Winter 1914, als die deutschen und russischen Heere abwechselnd Dorf und Umgegend heimgesucht hatten, an die Reihe. Es fiel ihm dabei flüchtig auf, daß er sich ja von seiner Frau noch nichts über diese Zeit hatte erzählen lassen.

Und dann gingen sie dazu über vor ihm mit den unermesslichen Schwierigkeiten ihrer jetzigen Lage wichtig zu tun.

Es schwiebte ihm mehrfach auf der Zunge zu fragen, wer denn in all diesen verschlungenen Angelegenheiten seinem armen Weibe zur Seite gestanden hätte. Doch er unterließ

die Frage aus einem wohlgegrundeten Schamgefühl heraus.

Die Opfer an Bieh, Getreide, Brotmehl, die sie hatten bringen müssen, waren ungeheuerlich.

Es war bei all den Verlusten, die die Schwergeprüften beständig hatten erleiden müssen, kaum zu verstehen, wie beispielsweise der alte Rudolf Berg kühn 6 000 Mark für ein Gespann Arbeitspferde auf den Tisch des Hauses legen konnte und Friedrich Abel, der nach seinen eignen Schilderungen völlig ruinirt stand, sich noch am heutigen Tage drei Ferkel zu fünfhundert Mark vom Jahrmarkt hatte nach Hause treiben können.

Wann war etwas Aehnliches in Friedenszeiten erhört gewesen?

„Habt ihr alle Geld, Kerls!“ mußte er ein Mal über das andere ausrufen.

Aber das feuerte sie nur an, ihm ihre Lage noch trostloser zu schildern, bis Wilhelm Hempel, der schnell entschlossene, allem die Krone aufsägte, indem er schrie:

„Es ist nicht mehr zum Aushalten, es ist alles nichts mehr wert. Ich hab's satt! Der Otto und ich wir verlaufen beide, für ein Butterbrot, sage ich euch! Wir wollen hinaus! Wir siedeln uns drüben in Schlesien an, von wo unsere Vorfahren gekommen sind.“

Es wurde mit einem Male still in der dicht mit Männern angefüllten Stube; dann stießen tropfenweise Fragen und Bemerkungen.

Es war, als ob ein jeder mit sich selbst die Frage erwog: „Wie stelle ich mich dazu, mache ich's ihm nach oder nicht?“ Die Stimmung war nachdenklich geworden, und bald verabschiedete sich einer nach dem andern.

Johann Eller war einer der letzten, die da gingen.

„Komm mit, Eller, wir gründen drüben eine neue Nachbarschaft!“

„Ich tu's am Ende eher als du denkst. Es ist eine Lust drüben, das Wirtschaften! Aber verflucht ins Zeug legen muß man sich, sage ich Dir, Wilhelm Hempel. Wer's bequem und lustig haben will wie Du, der soll nicht hinüber gehn.“

Wilhelm Hempel lachte sein altes sorgloses Lachen, während er seinem Gast das Geleit bis zur Hospforte gab.

„Dein Rat kommt zu spät — übrigens, ich habe keine Bange.“

„Was mich anbelangt, nimm's nicht so ernst,“ sagte Johann Eller Abschied nehmend, „ich bin nicht nach vierjährigem Kriegselend heimgekommen, um gleich wieder das Bündel zu schnüren.“

Fortsetzung folgt.

Friedhofsweihe in Belchatow.

Dem Volksfreund und durch ihn unseren deutschen Glaubensgenossen im Warschauer Konstitionalbezirk möchte ich von einer schönen Feier in unserem weltvergessenen Belchatow erzählen. Auf Anregung einer lieben Gemeindeglied von Fr. A. H., die durch eine Pfandlotterie zu diesem Zweck gegen 600 Rbl. aufgebracht hatte, beschloß die Gemeinde das alte schadhafte Friedhofstor durch ein neues eisernes zu ersetzen. Da dieses nun fertig geworden, wurde der VII. Sonntag nach Trinitatis zu einem Friedhofsfest in Aussicht genommen, bei welcher Gelegenheit dann auch der vor ungefähr 12 Jahren neu hinzugekommene, aber bisher noch nicht geweihte, Teil des Friedhofs eingeweiht werden sollte.

Auf Einladung des Ortspastors erfreute Herr Pastor Gerhardt aus Lódz die Gemeinde mit seinem Besuch. Dieses und die Neuheit eines Gottesdienstes im Freien hatte eine überaus große Schaar von Gläubigen herange-

zogen und zwar nicht nur aus unserer, sondern auch aus den benachbarten Gemeinden.

Nachdem die Gemeinde vor dem geschlossenen neuen Tor den 1. Vers des Liedes Nr. 722 gesungen und der Ortspastor ein kurzes Gebet gesprochen, öffneten die Herren Kirchenvorsteher Bischöflich aus Belschatow und Friedler aus Myszaki das neue Tor voran die Gemeinde, die übrigen Brüder desselben Liedes unter Posaunenbegleitung singend, ihren Einzug auf den Friedhof hielten.

Nachdem hier der Ortspastor die Eingangsliturgie gehalten, bestieg Herr Pastor Gerhardt die Kanzel, um in formvollendetem, zu Herzen gehender Rede auf Grund des Textes Hebr. 2. 14—15 der Gemeinde Gottes Wort zu verhüten.

Drei geweihte Stätten habe jede Gemeinde, von denen es heißen muß: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort da draußen steht, ist heiliges Land“ Diese drei Stätten sind 1) die Kirche als Mittelpunkt unseres ganzen Glaubenslebens, 2) die Pflegestätten der Armen, Kranken, Witwen und Waisen als Mittelpunkt der Leidzügungen christlicher Liebe 3) der Friedhof, der Gottesacker, als der Ort unserer Saat auf Hoffnung.

Je nachdem diese Stätten von einer Gemeinde g e s l e g t werden, werden sie beurteilt.

„Nun habt Ihr Euren Friedhof erweitert und ihn mit einem schönen neuen Tor geschmückt. Beide zu weihen sind wir heute gekommen. Viele werden durch das neue Tor ihren Einzug hier halten, um in geweihter Stätte auszuruhen nach einem Leben, das, wenn es kostlich war, Mühe und Arbeit gewesen ist.“

Aber ob auch hier so manchem müdem Erdenpilger ersehnte Ruhe winkt, so fürchten wir uns doch vor dem Tod, der den Eingang zu dieser Ruhe bildet. Läßt uns denn nun an der Hand unseres Textes vom Sterben und vom Leben sprechen und sehen:

1) daß wir alle sterben müssen, auch wenn wir nicht wollen,

2) die Gründe, warum wir unser Leben lang Knechte der Todesfurcht sind.

3) die Mittel, welche die Menschen anwenden, um von der Furcht des Todes befreit zu werden.“

Nachdem Redner die beiden ersten Punkte mit ersten Worten behandelt, wies er seine Zuhörer darauf hin, daß alle Mittel, damit die Kinder der Welt dem Tod seinen Schrecken nehmen wollen, nur löschrückte Brunnen sind. Das Einzige, das dem Menschen die Todesfurcht besehnmen kann, ist der Tod und das Leben Jesu Christi unseres auferstandenen Heilandes und Erlösers. Nun schreckt uns der Tod nicht mehr als Sold der Sünde, denn Er hat unsere Sünde getilgt, uns versöhnt mit dem Vater und vertritt uns vor Ihm mit unausprechlichen Seufzern. Glänzen wir an Ihm und gefrosten wir uns Seiner, dann ist der Tod nur noch die notwendige Durchgangsstufe vom zeitlichen zum ewigen Leben. Er ist dann nur noch die Entkleidung des Menschen, von welcher Paulus spricht, die Um- und Verwandlung desirdischen in das himmlische. Denn der Tod ist verschlungen vom Leben, und Sterben nur noch Gewinn!

Darauf betrat der Ortspastor die Kanzel zu einer Predigt über Psalm 126. Nachdem er hinweisend auf die Klage des Psalms 137 Israels Lage in Babel geschildert, seine Sehnsucht nach dem Heiligum auf Morija, sein Heimweh nach dem Land seiner Väter, zeigte er wie in das Dunkel seines Lebens, der helle Schein der Verheißung hineinleuchtet und wie der Psalmlist hingerissen von seiner Hoffnung ein Jubellied anstimmt. Wie er aber inmitten

dessen inne wird, daß es noch nicht so weit ist. Der Jubel wendet sich in Flehen, aber nicht in hoffnungloses. Die heute noch mit Tränen säen werden mit Freuden enten.

Auch wir stehen hier an einer Stätte der Tränen und Klagen. Aber auch in unser Leid, in unsere Sehnsucht und Heimweh nach den ewigen Hütten leuchtet hinein das Licht der Verheißung.

Da wird dem Glaubigen das Herz erhoben und in der Gewißheit, daß durch unseren Heiland Jesum Christi der Tod verschlungen ist durch den Sieg, jubelt auch unsere Seele der Stunde entgegen, da der Herr die Gefangenen Ions erlösen wird. Aber blicken wir um uns, so müssen auch wir erkennen, daß es auch mit uns noch nicht so weit ist. Wohl dem, der da sein Vertrauen nicht fortwirkt, sondern anstatt des verstummenden Jubels nun heiges Flehen vor seinen Gott bringt. Wohl dem, der in Erkenntnis dessen, daß er noch unter der Knechthärt des Fleisches und der Sünde leidet, Tränen der Buße fügt. Er wird mit Freuden erntet, wenn der Herr die Gefangenen Ions erlösen wird.

Danach vollzog Herr Pastor Gerhardt die Weihe des neuen Teiles unseres Friedhofs, auf welchem schon einige Hundert Deutsche, Österreicher und Russen als Opfer des Weltkrieges die Stätte der Ruhe gefunden haben. Mit Gebet und Segen durch den Ortspastor schloß die erhabene Feier.

Am Nachmittag versammelte sich ein sehr großer Teil der Gemeinde in der Kirche, wo ihnen Herr Pastor Gerhardt über Ioh. 1. 16 predigte. Er brachte seinen Zuhörern die frohe Botschaft 1. Gott habe uns lieb und sorge für uns, 2. Er verzeuge uns alle Sünde, welche die Ursache alles Elends und Jammers auf Erden ist. 3. Er werde dereinst unsere Sehnsucht stillen und uns nach Hause in die ewige Heimat bringen. Wie aber sollten diese Botschaft mutig, gläubig und freudig annehmen und sie behalten in einem reinen guten Herzen.

Das wunderschöne Weiter halte große Scharen herbeigeführt und es ist wohl kein einiger heimgelehrte, ohne wenigstens ein Körnlein der ausgestreuten Saat der Hoffnung mitzunehmen.

Dem Herrn Pastor Gerhardt aber sagen wir herzlichen Dank, daß er uns besucht hat.

Die Kollekte zur Bezahlung des neuen Tores brachte 26 Mark, 147 Kronen und 215 Rubel ein.

An unsere Lehrerschaft.

Gewiß haben viele Amtsgenossen mit Spannung und sichtlicher Ungeduld der für den 7. September angesagten Zusammenkunft der Abgeordneten aus sämtlichen Zweigvereinen des Lehrerverbandes entgegengesehen. Endlich schien es nach den vielen Enttäuschungen, dem anscheinend ansichtslosen Warten doch zu einer Versammlung kommen zu sollen. Von den Leitsätzen, die da auf der Tagung im April 1918 vorgeschlagen wurden, konnte diesmal nicht die Rede sein: die Wogen der politischen Ereignisse haben dieselben gänzlich überflutet; es sind dafür Fragen von schwerwiegender Bedeutung, des öfteren Fragen von Sein oder Nichtsein vor uns aufgetaucht. Im Laufe der Zeit hat sich auch vieles Unklare, Schwankende, Unbestimmte, ja manchmal Verderbliche in das Leben der einzelnen Zweigvereine hineingeschlichen und in allen Vereinen ohne Annahme eine unverzeihliche Laiheit, Gleichgültigkeit und politische Schau breitmacht. Mancherorts ist es sogar zu gänzlicher Auflösung der Lehrervereine gekommen,

im vollständigen Unterlaufen in der Übung, zur Preisgabe sowohl östlichen und russischen Eigenart.

Wie die Sachen nun lagen, versprach man sich die größten Hoffnungen und Erwartungen von einer Zusammenkunft der Lehrer aus allen Ecken Polens. Es war auch formell alles in höchster Ordnung. Hin und wieder bestimmt man einzelne Abgeordnete zu der bevorstehenden Lehrerversammlung. Da, wie ein Blitz aus klaren Himmel: die Zusammenkunft findet nicht statt.

Es ist nicht unschwer, sich die Enttäuschung, den Missrat und Verdrüß der meisten Mitglieder unserer Lehrervereine vorzustellen. Also wiederum alles Harvey und Hoffen vergebens, also wird es niemals zu einer so brennend nötigen Aussprache, Gedankenauslaßung kommen: es werden keine Beschlüsse, Richtlinien für die weitere Tätigkeit der Lehrervereine ausgearbeitet werden; über die Herausgabe eines pädagogischen Blatts nicht verhandelt werden. Ja, beispielsweise wird es einem zu Mut, so ohne Ausicht ist die Zukunft. Aber das Verwertlichste, das Unverwertlichste, Schlimmste wäre vereitigt „die Klinke ins Korn werfen“. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ sagt Carlyle. Und unser großer Reformator schreibt in einem Brief an Jonas von Stockhausen: „Darum müssen ihr ein Herz und Trost fassen gegen euch selbst, und mit Zorn gegen euch selbst sprechen: Mein Gott, wenn Du noch so ungern lebstest, so sollt Du leben und mußt mir leben; denn so will mein Gott, so will ichs haben. Hebt euch, ihr Teufelsgedanken im Abgrund der Hölle mit Stein und Tod, hier habt ihr nichts zu schaffen usw., und die Zähne zusammengebissen wider die Gedanken, und in Gottes Willen sochen harten Kopf aufgesetzt, und halbstarriger und eisengänziger sich gemacht, denn kein böse Baur oder Werb, ja härter, denn kein Anbohr noch Eisen ist.“

Also weiter auf den Posten ausharren, nur ja nicht zum Mietling an der deutschen Schule werden. Wenn die politischen Umstände, wie es diesmal mit der Oberschlesischen Sache war, sich einigermaßen klären werden, die Wogen der nationalen Gegensätze abflauen, dann wollen und müssen wir das Versäumte nachholen, falls wir des Namens „Deutsche Lehrer“ noch würdig sein wollen. Voranschließlich kann die Zusammenkunft schon zu Aller Heiligen oder spätestens in den Weihnachtsferien stattfinden. Nochmals also: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“

Ludwig Hummel

Zur Frage der Kantor-Lehrer.

Durch die staatlichen Neuordnungen hat sich die soziale Lage der Kantor-Lehrer in der letzten Zeit schwieriger gestaltet als sonst. An die Schriftleitung des „Volksfreundes“ werden dieserhalb oft Anfragen gerichtet, und behufs einer genaueren Auskunftserteilung wandten wir uns an den Herrn Generalsuperintendenten Bursche in Warschau mit der Bitte um Auskluß darüber, was mit den Kantor-Lehrern geschehen wird, die aus ihrem Dienst entlassen sind, ob sie irgendwelche Anstellungen erhalten und ob ihnen von irgendwo Hilfe geleistet werde.

Der Herr Generalsuperintendent antwortete uns, daß die Frage der Kantor-Lehrer ihm viel Arbeit und Sorge bereite. Er hoffe jedoch noch immer, es beim Ministerium für Volksaufklärung durchzusetzen zu können, daß fast alle Kantor-Lehrer in ihrem Amt verbleiben, bzw. von neuem wieder aufgenommen werden. Erst

zuerst hatte er in dieser Angelegenheit eine längere Konferenz mit dem Minister und den Chefs der entsprechenden Abteile. Nach Ansicht des Herrn Generalsuperintendenten werden diese Männer, die oftmals unter den schwierigsten Verhältnissen und gegen geringes Entgelt ihrer Kirche und Schule jahrelang treu und selbstlos gedient haben, nicht ohne Hilfe bleiben: es wird für sie gesorgt werden.

Wochenschau.

Polen. Der Sejm tritt nach den Sommerferien zum ersten Mal am 7. Oktober zusammen. Für die nächsten Tage sind Sitzungen des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten sowie der juridischen und anderer Ausschüsse angesetzt. Seit einer gewissen Zeit herrscht in Polen eine Ministerkrise. Minister und ihre Helfer gehen und kommen, die Unzufriedenheit und Hilflosigkeit einzelner Beamten ist groß und es ist schwer, die entsprechenden Kräfte zu finden. Das Ministerium des Innern hat zur Zeit eine Krise durchzumachen. Herr Wojciechowski hat vor seiner Abreise nach Zakopane seinen Rücktritt angekündigt. Dieser Posten wurde darauf dem General Sosnowski und Herrn Zygmunt Chrzanski angeboten. Beide lehnten ab, und darauf wurde Herr Wojciechowski gebeten, auf seinem Posten zu verbleiben. Wie in Warschau Minister entlassen und ernannt werden, beweisen folgende Tatsachen: Justizminister Supinski, der in Zakopane weiste, las in einem Blatte die Notiz, in der sein Rücktritt angekündigt war. Darauf bat er telegraphisch um seine Entlassung. Der in Aussicht genommene neue Minister Sobolewski macht jedoch, wie man sieht, die Übernahme dieses Ministeriums von einer persönlichen Verständigung mit Supinski abhängig. Oder: Auf der Suche nach einem Minister für öffentliche Arbeiten geschah das Misgeschick, daß statt eines Ingenieurs Peplowksi ein Novokat Peplowksi ernannt wurde, der auch das Amt annahm und einige Stunden im Arbeitsministerium regierte, bis sich die Verwechslung herausstellte und er seinem Namensvetter den Ministerstab abtreten mußte. — Am 15. September begibt sich eine polnische Mission nach Sibirien, organisiert durch das Ministerium des Auswärtigen im Einvernehmen mit der Staatsbehörde zwecks Regelung der Rückkehr der Flüchtlinge und Arbeiter. Die Mission wird sämtliche Gefangenengenlager, in denen sich polnische Gefangene aufhalten, besuchen, die Bedingungen ihres Daseins prüfen, Hilfe gewähren sowie Unterhandlungen zwecks ihrer Rückbeförderung nach der Heimat führen.

Deutschland. Die alliierten und assoziierten Regierungen sehen nach ihrer Note vom 2. d. Ms. die Vorchrift des Artikels 61, Abs. 2, der deutschen Reichsverfassung über das Recht der Teilnahme Deutsch-Österreichs am Reichstag als eine formelle Verlehnung der Bestimmungen des Artikels 80 des Friedensvertrages an und fordern deshalb von der deutschen Regierung, daß sie innerhalb einer Frist von vierzehn Tagen die gehörigen Maßnahmen trifft, um diese Verlehnung durch Kraftüberlärung des Artikels 61, Abs. 2, zu beseitigen. Die Alliierten drohen, daß falls Deutschland dies nicht anerkennt, der Einmarsch der verbündeten Truppen in Köln bevorsteht. Auf eine längere Protestnote der Deutschen hat schließlich der Oberste Rat der Verbündeten in Paris beschlossen, die ganze Angelegenheit nochmals zu prüfen, das Ergebnis dürfte aber zu ungünsten Deutsch-

lands ausfallen. — Nach einer Meldung des Preßbureau Radio aus Annapolis erklärte Staatssekretär Lansing in einer Rede über die Verhandlungen der Friedenskonferenz, über das vorgeschlagene gerichtliche Verfahren gegen den früheren Deutschen Kaiser: Es sei vom ersten Augenblick an ersichtlich gewesen, daß die Mitglieder der Kommission entschlossen waren, vor allen anderen den Kaiser vor einen internationalen Gerichtshof zu ziehen. Drei Anklagen könnten gegen ihn erhoben werden, nämlich, daß er für den Krieg und für die Verlehnung der belgisch-luxemburgischen Neutralität, sowie für die Verlehnungen der Kriegsgebräuche durch deutsche Streitkräfte verantwortlich sei. Die Kommission habe mit der Untersuchung der strafrechtlichen Verantwortlichkeit begonnen, sei aber schließlich einstimmig zu dem Ergebnis gelangt, daß es nicht möglich sein würde, den Kaiser für den Ausbruch des Krieges oder für den Einmarsch in Belgien und Luxemburg strafrechtlich zu verfolgen. Die Kommission habe zwar anerkannt, daß der Kaiser ein moralisches Verbrechen gegen die Menschheit begangen habe, habe sich aber gleichzeitig genötigt gesehen, zu erklären, daß es kein Gesetz gebe, durch das das Verhalten des Kaisers zu einem strafbaren Verbrechen gestempelt würde. Die Schuld des Kaisers sei nicht derart, daß sie von einem Gerichtshof festgestellt und bestraft werden könnte. — Die Deutsche Reichsbank gibt bekannt, daß die 50 Mark-Banknoten mit schwarzem Rand eingezogen werden. Es liegt im Interesse der Besitzer solcher Banknoten, die Scheine rechtzeitig umzutauschen. — Im oberschlesischen Aufstandsgebiet herrscht Muße. Vorige Woche ist die alliierte Militäraufmarschung an die deutsch-polnische Grenze gefahren. General Dupont hat sich nach Krakau begeben und ist abends nach Katowitz zurückgelehrt. Die drei Generale Dupont, Malcolm und Benciviega und der japanische Hauptmann Ischo gedenken Montag abend Oberschlesien zu verlassen. Die anderen Mitglieder der Abordnung werden vorläufig noch weiter in Oberschlesien verbleiben.

Deutschösterreich. Der Friedensvertrag ist Deutschösterreich zur Unterzeichnung vorgelegt worden, aber die Unzufriedenheit Wiens ist groß. Der Reichskanzler Dr. Renner erklärte, wenn er und einzelne Redner den Friedensvertrag in vielen Teilen für undurchführbar erklären, so betone er, daß damit nicht ausgedrückt sein könne, daß Österreich das, was es unterstelle, nicht nach seinen Kräften auch redlich erfüllen wolle. Wir unterschreiben redlichen Willens, sagte Renner, aber die Entente selbst hat in den Friedensbedingungen anerkannt, daß es noch nicht klar ist, wie weit unsere Leistungsfähigkeit geht, und sie hat zu diesem Zwecke die Reparationskommission eingesetzt. Der Staatskanzler stellte fest, daß der vorliegende Entwurf das letzte Wort der Entente sei und daß Österreich dieses letzte Wort nur mit ja oder nein beantworten könne. Er hoffe Zuversicht zum Völkerbund und hoffe, daß nach dem Abbau des nationalen Hasses es möglich sein werde, im Völkerbund die Stellung Österreichs zur Welt, seine Stellung zum deutschen Mutterlande einer Revision zu unterziehen. Wir leiden wohl auch durch eigene Schuld, vor allem durch die Schuld einer kindlichen und fröcklichen Treue. Zum großen Teil aber sind die Deutschen in Österreich schuldig geworden durch die Verbindung mit Nationen, mit denen doch trotz allem eine wahre Geistesgemeinschaft nicht eintreten konnte. Dies war unser Unglück, und so mag es denn in dem Unglück doch wieder als ein

Glück angesehen werden, daß wir endlich frei sind und nun wirklich eine Nation, ein nationaler Staat sein werden.

Rumänien. Nach einer Neutermeldung aus Paris hat sich die rumänische Frage sehr aufgespielt. Da der Oberste Rat auf die kürzlich an Rumänien gerichtete Note keine Antwort erhalten hat, hat er beschlossen, einen Abgesandten nach Bukarest zu schicken, um der rumänischen Regierung ein befehltes Ultimatum zu überreichen. Sollte Rumänien sich weigern, die Bedingungen des Ultimatums in der angegebenen Frist zu erfüllen, so werden die diplomatischen Beziehungen zwischen den verbündeten Regierungen einerseits und Rumänien andererseits abgebrochen, und der Abgesandte der Verbandsmächte wird mit den in der rumänischen Hauptstadt residierenden diplomatischen Vertretern dieser Mächte von Bukarest abreisen. Nach einer anderen Neutermeldung aus Paris erfährt man, daß in dem Ultimatum von Rumänien verlangt werden wird, daß es Ungarn räumt und anerkennt, daß alles Requirierte an die Verbandsmächte zur Verteilung unter die Gläubiger Ungarns ausgeliefert werden muß.

Rußland. Die Sowjetregierung hat an die estnische Regierung folgenden Tunspruch gerichtet: Die Sowjetregierung macht der estnischen Regierung im Augenblick des siegreichen Vordringens der Roten Armee nach Einnahme von Jamburg und Pleskau Friedensvorschläge, da angenommen wird, daß die estnische Regierung unter dem Druck der Verbandsmächte, im Gegensatz zum Volkswillen kämpft. Als Basis wird die Anerkennung der Unabhängigkeit Estlands zugesagt. Besprechungen über eine neutrale Zone und über die Grenzfestsetzung sind baldigst erwünscht.

Montenegro. „Chicago Tribune“ meldet, daß neutrale Beobachter erklärt hätten, ein militärisches Eingreifen Amerikas und Englands in Montenegro sei notwendig, damit Montenegro unter den königstreuen Montenegrinern und Serben verhindert würden.

Ägypten. Einer Meldung des „Daily Telegraph“ zufolge ist ein Anschlag auf den Ministerpräsidenten von Ägypten verübt worden. Es wurden Bomben auf ihn geworfen; er blieb jedoch unverletzt.

Amerika. Das Preßbureau Radio meldet, daß der Senatsausschuss für auswärtige Angelegenheiten beschlossen hat, den Friedensvertrag nicht nur mit seinen Vorbehalten, sondern auch noch mit 38 unmittelbaren Abänderungen an den Senat weiterzugeben. Sämtliche Vorbehalte beziehen sich auf den Völkerbundvertrag. Das Preßbureau Radio meldet, daß die amerikanische nationale sozialistische Partei auf ihrem Kongreß sich zu den Grundsätzen der russischen Sowjetrepublik sowie der internationalen sozialistischen Bewegung bekannt und gegen die Kaisifikation des Friedensvertrages ausgesprochen hat.

Für Bibelleser.

- | | | |
|-----|-----------|--|
| 14. | September | Ps. 91; Matth. 14. |
| 15. | " | Gal. 1. 1; Matth. 15. |
| 16. | " | Gal. 2. 5; Matth. 16. |
| 17. | " | Gal. 1. 1; Apg. 12. 2; Gal. 1. 19. 2—9; Matth. 17. |
| 18. | " | Gal. 1. 4. 8. 26. 2—4; Matth. 18. |
| 19. | " | Gal. 1. 2—4. 12; Matth. 19. |
| 20. | " | Gal. 1. 5—11; Matth. 20. |

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter
Gustav Gwald, Löb.
Druck: „Lodzer Freie Presse“, Petrikauer Str. 86.

